

Leben und Werk auf Reisen : Ruedi Baur's Ausstellung

Autor(en): **Eschbach, Andrea**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **17 (2004)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-122366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leben und Werk auf Reisen

Text und Interview: Andrea Eschbach
Fotos: Christian Aeberhard

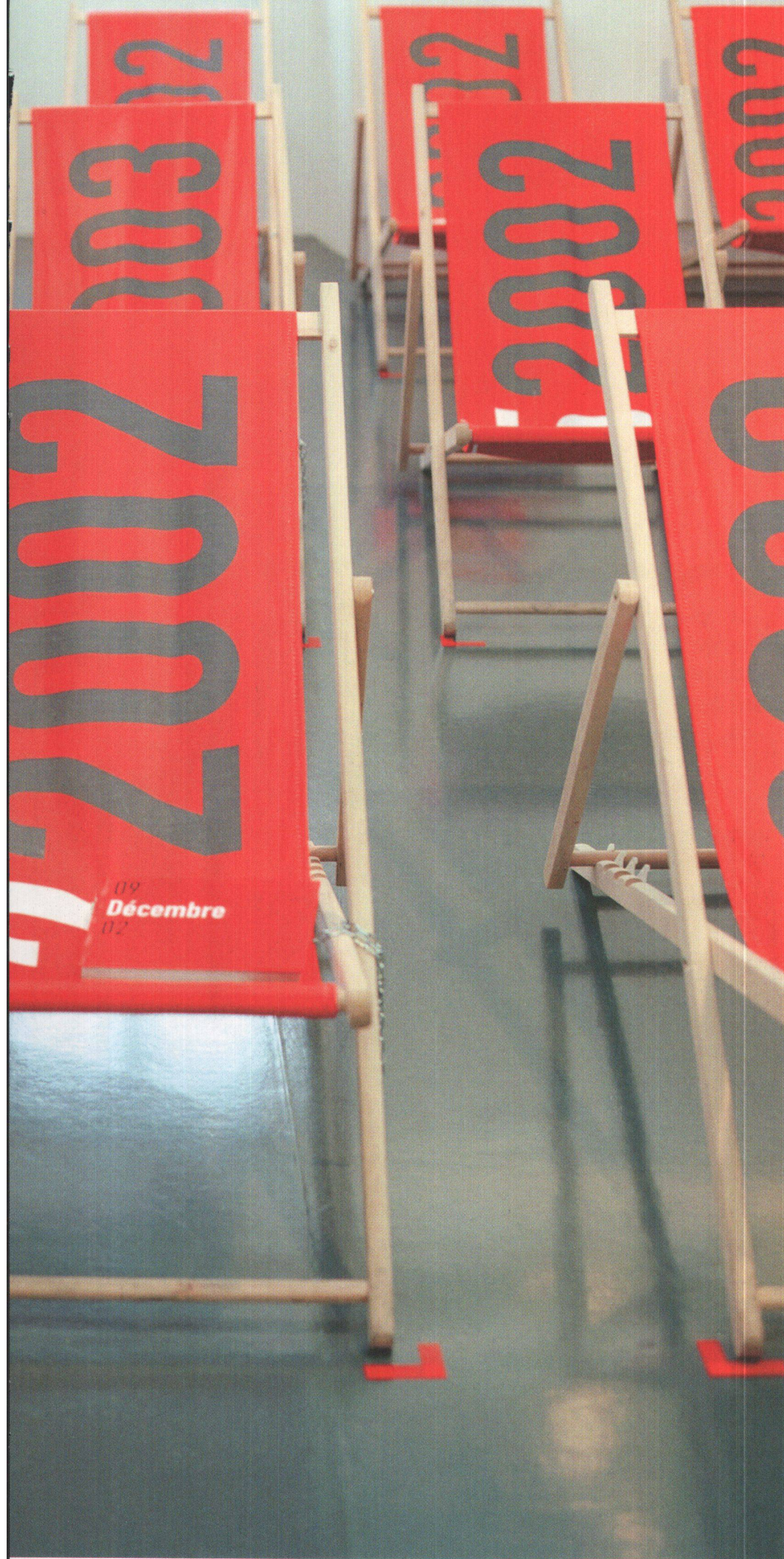
Im Lausanner Mudac macht eine Wanderausstellung Station, die Leben, Werk und mehr von Ruedi Baur und seinen beiden Ateliers «intégréal ruedi baur et associés» und «intégréal ruedi baur zürich» zeigt. Bei dieser Gelegenheit spricht er über die politische Dimension des Designs und seine neue Herausforderung als Leiter des Instituts für Design an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich.



1



2



• Ruedi Baur ist die personalisierte Unruhe. Reisen gehört für den Schweizer Grafik-Designer zum Alltag: In Paris und Zürich betreibt er zwei Ateliers, in Leipzig lehrt er als Professor für System-Design an der Hochschule für Grafik und Buchkunst, seine Aufträge führen ihn nach China, Deutschland und Italien, seit März leitet er das neu gegründete Institut für Design der HGKZ in Zürich. Der 48-Jährige praktiziert den Perspektivenwechsel als Lebenskonzept. Ein guter Designer, das ist Baur's Überzeugung, hat sich den Blick aus der Ferne bewahrt, der erst ungewöhnliche Lösungen verspricht. Das schliesst die Arbeit an regionalen oder lokalen Aspekten nicht aus. Mit seinem vor zwei Jahren gegründeten Atelier in Zürich setzt der Grafiker den Schwerpunkt auf die Architektur: Im Zürcher Seefeld treibt er den Umbau des ehemaligen Kinos «Razzia» zum Kulturzentrum «Otto e Mezzo» voran.

Architektur, Corporate Identity, Signalistik und Theorie: Die Ausstellung «Quotidien Visuel – Ansehlicher Alltag» zeigt alle Spezialitäten des Ateliers. Sie ist nach Stationen in Paris, Köln und Leipzig nun in der Westschweiz zu sehen, bevor sie nach Quebec, Shanghai und New York wandert. Dokumentiert wird die Entstehung der Projekte des Büros Intégral wie das Leitsystem des Flughafens Köln-Bonn, des Berner Inselspitals oder der Expo.02 (HP 1-2/02), die Szenografie des Osnabrücker Archäologiemuseums Kalkriese oder auch das Design eines Parkdecks in Meran – von der ersten Skizze bis zum Resultat. Da flimmert in einem Raum das hektische Arbeitsleben der Integral-Mitarbeiter auf zwölf Videoprojektoren, Drucker spucken Skizzen aus, man blickt in Regale, auf Terminkalender und Reiserouten und verfolgt den Ein- und Ausgang der Gelder. Nebenan lässt sich – an roten Laufbändern kurbelnd – die Entwicklung der Projekte verfolgen, ein weiterer Raum zeigt gewonnene und verlorene Wettbewerbsbeiträge. Im «Rimini»-Raum sitzt man entspannt im Liegestuhl und blättert in 24 Tagebüchern von Baur – jedes Heft ein Monat persönlicher Gedanken zum Alltag und zu den Projekten, zu Politik, Wirtschaft und Lehrtätigkeiten. Ausserdem wurden in Lausanne drei Installationen integriert: Im «Espace odeurs des villes» sind fotografische Impressionen aus Städten zu sehen, die Videoinstallation «Schattenzonen und Überbelichtung» zeigt ein Projekt für die österreichische Kulturzeitschrift Quart, die mit der Künstlerin Nathalie van Doxell entwickelte interaktive Installation «Espace des démocraties» stellt hundert Fragen zur Demokratie.

Interview: «Design ist wie Demokratie»

Andrea Eschbach besuchte die Ausstellung und befragte Ruedi Baur über die Ausstellung, wie er zur Selbstdarstellung steht, warum er Einblicke in seinen Arbeitsprozess gibt und was gutes Design auszeichnet.

? Sie haben einmal in Frage gestellt, ob Designprodukte ins Museum gehören. Nun machen Sie selbst eine grossangelegte Schau. Warum?

Grafik hat ihren Platz im öffentlichen Raum und gehört nicht ins Museum. Ich hatte deshalb gemischte Gefühle, als mich die Pariser Grafik-Galerie Anatome vor zwei →

1 Das Lausanner Mudac zeigt, wie der Gestalter Ruedi Baur denkt, arbeitet, diskutiert. Zum Beispiel über das Thema Demokratie.

2 Der Raum, in dem auf Liegestühlen Ruedi Baur's Tagebücher zu lesen sind, funktioniert als eine Art Logbuch zu seinen Projekten.

→ Jahren eingeladen hatte, meine Arbeit zu zeigen. Mir war von Anfang an klar, dass ich nicht meine Produktion einrahmen und präsentieren wollte. Ich kam auf die Idee, den Entstehungsprozess eines Produktes zu visualisieren. Die Schau zeigt also den versteckten Part eines Ateliers.

? Die Ausstellung ist eine von Ihnen selbst gestaltete Retrospektive Ihres Werks. Wie steht es da um die kritische Distanz, wenn man an Philippe Starcks selbstgefällige Inszenierung im Pariser Centre Pompidou denkt?

Sicher, Starck musste sich den Vorwurf des Selbstdarstellers gefallen lassen. Damit muss er leben. Meine Ausstellung öffnet den Weg für eine neue Darstellungsform. Ich versuche, die Projekte zu rekontextualisieren, das heisst, sie in den Zusammenhang der Produktion zu stellen, innerhalb des Ateliers, mit allem, was hinter der Entstehung steckte. Wir wollten die gängige Praxis unterlaufen, in einer Werkschau vor allem die Produkte zu zeigen, die auch in Zeitungen und Magazinen gut reproduzierbar sind.

? Eine Art Logbuch will die Ausstellung sein, ein interdisziplinärer Blick auf den «work in process». Sie legen auch Ihre Misserfolge offen. Warum lässt man sich ins Handwerk schauen?

Die Ausstellung hat tatsächlich eine pädagogische Dimension. Wir haben unter anderem ein Video gedreht, das Einblick in die finanzielle Situation unseres Ateliers gibt. Junge Designer glauben, dass jeder von uns einen Mercedes hat und im Geld schwimmt. Genau das Gegenteil ist der Fall: Gute Arbeit im Grafikdesign leisten heisst leider oft, viel Zeit damit zu verbringen und wenig zu verdienen.

? Also eine Warnung an den gestalterischen Nachwuchs?

Ja. Design ist ein harter Beruf. Wenn einem das Fieber dafür fehlt, wird man unglücklich.

? Die Präsentation erinnert an die Presseausstellung 1928 in Köln, bei der El Lissitzky so genannte Transmissionsriemen zeigte, durch Motoren bewegte Förderbänder, die die Leistungen des sowjetischen Druckgewerbes zeigten. Mit den beweglichen Ausstellungsstücken wollte er die Besucher aus ihrer Passivität reissen. Ist das auch Ihr Ziel?

Ich kann nicht leugnen, dass ich von den russischen Avantgardisten beeinflusst bin. Ich habe mich sehr stark mit der Neuen Typografie beschäftigt, was man auch daran merkt, dass ich gerne die Farben Rot, Schwarz und Weiss einsetze. Aber ich habe nicht den Glauben eines El Lissitzky, dass meine Arbeit die Welt verändern könnte. Für mich haben die beweglichen Stoffbänder, mit denen die Besucher die einzelnen Entwicklungsstadien der Projekte aufrollen können, eher eine spielerische Dimension.

? Ist die Schau also auch eine Hommage an die Typografie und an die Drucksache?

In jedem Fall. Die Stoffbänder erinnern an die Rotationsbänder der Druckereien. Die Beamer im Eingangsbereich repräsentieren die Neuen Medien. Und im Raum mit den Liegestühlen warten 24 Tagebücher mit meinen persönlichen Aufzeichnungen der letzten zwei Jahre auf die Besucher. Der zentrale Punkt der Ausstellung sind meine Tagebücher – wie jedes Buch ein bleibender Wert. Ihnen wohnt der Gedanke inne, die Projekte mit dem Leben verbinden



zu wollen. In den Tagebüchern spürt man die Inspiration, die über jedem Schaffensprozess schwebt, aber auch die Momente des Zweifels.

? Der Besucher soll sich Ihre Ausstellung also auch erarbeiten?

Wir gehen heute durch die Museen, wie man im 19. Jahrhundert in den Bergen spazieren ging: Man promenierte und beschäftigte sich wenig mit der Natur. Diese oberflächliche Rezeptionsart von Kultur hat für mich nichts mehr mit der modernistischen Position zu tun, bei der man lernen wollte. Dies wollte ich aufknacken. Man kann in meiner Ausstellung drei, vier Stunden bleiben und etwas daraus ziehen, rein Konsumorientierte hingegen lernen wenig.

? Die Wanderausstellung soll sich an die verschiedenen Stationen anpassen. Hat der Rechtsruck bei den Bundesratswahlen Anstoss für den Demokratie-Raum gegeben?

Nein, ich hab mir das nicht extra für die Schweiz ausgedacht. Ich habe mich sogar eher gefragt, ob das richtig ist. Eigentlich passt dieser Espace des démocraties besser nach New York – ich hoffe sehr, dass dieser Teil der Ausstellung dorthin gehen wird. Amerika hat mit dem Irakkrieg alle Spielregeln der Demokratie ausser Kraft gesetzt, in New York hat diese Installation ihre grösste Berechtigung. Aber das Demokratie-Projekt passt auch gut hierher, ist doch Lausanne und Genf Sitz internationaler Organisationen.

? Was hat Demokratie mit Design zu tun? Design hat eine Qualität, die dem Marketing fehlt: Respekt. Ich beziehe mich dabei auf eine Auffassung von Design, wie sie bereits Ende der Zwanzigerjahre von László Moholy-Nagy definiert wurde: Wir entwerfen nicht für Konsumenten, sondern für Nutzer, für Bürger, für intelligente Personen, die entscheiden können. Mit anderen Worten: Ich will für Menschen arbeiten, die das Schöne und das Unschöne unterscheiden können, ohne kriegerische Strategien wie im Marketing anzuwenden.

? Der Designer als Erzieher? Nein, ich verabscheue die Propagandaebene – in der Demokratie wie im Design –, die es uns nicht mehr möglich macht, frei zu entscheiden. Wir leben in einer inhumanen Zeit, in der wir nicht mehr als Menschen wahrgenommen werden, sondern nur noch als Konsumenten. Die Rolle des Designers ist es, Qualitäten hineinzubringen, die nicht nur wirtschaftlich bestimmt sind. Nicht, dass ich die wirtschaftlichen Interessen negieren wollte – aber es würde auch genügen, sie zu einem Drittel zu berücksichtigen statt zu achtzig Prozent wie im Moment.

? «Wir Designer sind die Götter der kleinen Objekte», haben Sie einmal gesagt. Kann Design wirklich die Probleme unserer Gesellschaft lösen?

Ich definiere Design wie Vilém Flusser: Design fängt an, wenn der Mensch einen Gegenstand, den er benutzt, verändert. Design ist also immer präsent, wenn es um Transformation geht. Wir haben heute so viele Möglichkeiten, die Welt zu ändern – wahrhaft göttlich. Aber genau hier muss man aufpassen, dass man nicht dem Modernitätsglauben verfällt. Ist wirklich alles, was neu ist, besser als das Alte? Muss man nicht vielmehr darüber nachdenken, wo Trans-

formation wirklich nötig ist? Mit Design ist es eben wie mit der Demokratie: Es gibt viele Spielarten – aber gutes Design gibt es so wenig wie gute Demokratien.

? Was zeichnet gutes Design aus?

Meiner Meinung nach spielt Design augenblicklich drei grosse Rollen: Es muss Orientierung bieten, Identifikation schaffen und Information liefern. Das sind allesamt auch Begriffe der Demokratie.

? 15 Prozent Nutzlosigkeit haben Sie einmal gefordert. Bleibt heute im Design zu wenig Raum für Experimentelles?

Alles Gute hat einen Anteil Nutzlosigkeit in sich. Genau dieser Teil macht den Unterschied: Nur wenn man sich über die reine Notwendigkeit hinwegsetzt, kann man Aussergewöhnliches erreichen. Im Zeitalter der Globalisierung sind wir an einen Punkt gelangt, wo Konkurrenz nur noch sehr wenig Spielraum belässt.

? Sie selbst haben sich gerade wieder einen Spielraum geschaffen: Seit März sind Sie Leiter des neu gegründeten Instituts für Design in Zürich. Was ist das Ziel des Institutes?

Ich will dieses Institut für Design dadurch profilieren, dass es um die Probleme der Kontextualisierung kreisen wird. Die Globalisierung brachte eine enorme Vereinheitlichung. Das sieht man am besten in den heutigen Brands: Zur Differenzierung gedacht, sehen fast alle gleich aus. Ich will dagegen die lokale Dimension stärker betonen. Ich nenne das die «Dimension des Ephemeren», des Vergänglichen, des nur für einen Ort und einen Zeitpunkt Gestalteten.

? Ihr Budget umfasst 300000 Franken pro Jahr. Was planen Sie konkret?

Zuerst müssen die Mittel bereitgestellt werden – intellektuell wie praktisch –, erst dann kann geforscht werden. Das ist nicht so einfach, denn die Kultur des Forschens ist im Design nicht verbreitet. Noch haben wir nicht definiert, wo, für was und warum wir forschen werden, wo es überhaupt Akteure gibt, die forschen wollen, und ob diese dann die Kapazitäten haben, auch allein zu forschen, oder ob man erst eine Brücke zu anderen Fachrichtungen bilden muss, die bereits eine längere Forschungstradition aufweisen. Alle diese Punkte müssen grundsätzlich geklärt werden. Ein langsamer Start also.

? Sie wollen sich künftig auf zwei Orte, Paris und Zürich, beschränken, das Institut soll Regionales stärken. Geben Sie damit Ihr Kredo vom ständigen Perspektivenwechsel auf?

Nein, das Institut wird in einem internationalen Feld agieren. Es soll der Impulsgeber für die HGK Zürich werden. Das Wichtigste wird das Netzwerk mit anderen Instituten sein, weltweit sind wir schon mit acht oder neun anderen für die Zusammenarbeit in Kontakt. Ich will auf keinen Fall nur ein Zürcher Institut leiten. Die Kontext-Problematik ist in der Weltpolitik verhaftet.

? Ist die Schweiz überhaupt der richtige Ort für ein solches Institut?

Mein grösster Wunsch wäre, und das ist sehr ambitioniert, dass dieses Institut für die Gestaltung eine ähnliche Rolle spielen wird, wie sie das Rote Kreuz im karitativen Bereich innehat. Wie diese Organisation soll unser Institut von der Schweiz aus in die Welt hinaus agieren. Ein solch geschützter Ort wie die Schweiz ist gerade in Momenten der Krise wie jetzt wieder besonders wichtig. •

Als Selbstdarsteller will Ruedi Baur nicht verstanden werden. Sondern er will einen Blick hinter die Kulissen seines international vernetzten Büros bieten.